

Hendrik Otremba: „Der Gräber“

Rhetorik der Ruinen

Von Samuel Hamen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 23.03.2026

Zu viel Poesie zum Ende hin: In „Der Gräber“ widmet sich Hendrik Otremba wie schon in vorherigen Werken der Endzeit als erzählerische Epoche. Der Stil ist geschliffener als früher, und doch bleibt der Roman ohne Antwort auf die Fallstricke postapokalyptischer Literatur.

Auch am Ende der Welt kann man sich alle Zeit der Welt lassen. Das gilt einerseits für den Protagonisten dieses Romans, für Oswalth Kerzenrauch. Ende des 22. Jahrhunderts wandert er, der unsterblich ist, durch ein verwüstetes Berlin, stets auf der Suche nach Werkzeug und den Memorabilien vergangener Zeiten.

Andererseits gilt es für die Erzählstimme selbst. Jedenfalls hält sie sich kaum an narrative Kategorien der untergegangenen Welt, an etwas wie Dringlichkeit, stilistische Effizienz oder Prägnanz. Anders gesagt: In Hendrik Otrembas „Der Gräber“ gehen Rhetorik und Ruine eine redselige Verbindung ein.

„Schwarz verkohlt, blau korrodiert, braunrot gerostet, löchrig und verfallen. Ihre Anordnung erzählte von einer apokalyptischen, alles verheerenden Zerstörung. Die Gruppe um Oswalth Kerzenrauch, zu deren Führer er sich nie gemacht hatte und der er auch nicht sein wollte, hatte hier in den Autowracks einige Feuer angezündet, hatte Fässer herbeigerollt, aus denen es nun ebenfalls loderte“.

Zwischen den Wracks

Es hätte eine interessante ästhetische Paarung sein können, hier der Mangel und die Kargheit einer zerstörten Welt, dort die Fülle und Lebendigkeit einer Sprache, die sich gerade dieser Auslöschung widerständig und hoffnungsfroh entgegenstellt. Das wäre ein Clou gewesen im Wust der dystopischen Gegenwartsliteratur, die sich seit Jahren um eine Erzählbarkeit von Konzepten wie Kollapsologie oder Post-Anthropozän bemüht.

„Die Ruinen sind eigentlich das deutlichste Zeichen, was unser Schicksal angeht. Orte, die ihren ursprünglichen Sinn hinter sich gelassen haben, denen nun kein Sinn oder Zweck mehr innewohnt, es sei denn, er wird ihnen zugesprochen, wozu es aber einen Menschen benötigte. Wenn aber alles zur Ruine wird und keiner ist mehr da, um darüber nachzudenken

Hendrik Otremba

Der Gräber

März Verlag, Berlin

274 Seiten

24 Euro

oder sie zu bewohnen, ist das die endgültige Sinnlosigkeit – es sei denn, die Ruine wird zum Mahnmal für zukünftige Zivilisationen. In den Ruinen also zeigt sich unsere Sinnlosigkeit. Darauf ist es doch immer hinausgelaufen: verlassen und verfallen.“

Doch die erwähnte Dialektik zwischen Form und Inhalt reizt Otremba nicht aus, zu sehr stürzt sich seine Sprache auf den Kitzel, die Finsternis nach dem Zivilisationsbruch möglichst imposant zu bezeugen. Als „Flaneur am Ende der Zeit“ wird der 1942 geborene Oswald Kerzenrauch an einer Stelle beschrieben, und just diese Typisierung legt das Problem des Romans offen: Es geht primär um eine ästhetische Welterfahrung, um eine dunkel berauschte Perspektive, mithilfe derer besonders schöne Szenen in den Blick geraten – schön auch im modernen Sinne von schaurig, hässlich, kaputt.

Viele moralische Fragen

Einer solchen poetischen Haltung bezüglich Desaster und Verfall liegt etwas Amoralisches inne. Auch das ist erst einmal eine interessante Konstellation für ein literarisches Projekt. Aber Otremba integriert die Moral an anderen, überevidenten Stellen in seinen Text.

Es geht wiederholt um die schnell erfasste, aber langatmig auserzählte Beziehung zu Kerzenrauchs Tochter Luzie, um den Terror, ein Kind zu haben, zugleich die Zukunft schwinden zu sehen. Während die Welt zerbricht, als er seine Tochter verliert, da muss Kerzenrauch, der aus ungeklärten Gründen nicht sterben kann, christusgleich leiden. Auch führt er philosophische Gespräche über ökologische Verantwortung, Kannibalismus und die Theodizee, mal mit Mitgliedern einer Berliner Endzeitclique, mal mit zwei Siedlern, die von einem mutmaßlich paradiesischen Planeten namens Nektar II zurück zur Erde reisen.

„Der Gräber“ ist gewiss keine naive kulturpessimistische Erzählung, wie sie gerade von rechts gerne kolportiert wird. Aber der Roman erliegt dem Sog einer Sprache, die sich ihrer eigenen negativen Bedingungen nicht bewusst ist, die ohne Antwort ist in Anbetracht vom ruinösen Chic, der schnell in den politischen Defätismus führen kann.

Der dritte und letzte Romanteil überrascht zwar mit einigen nuancierten Erzählelementen hinsichtlich der Tragödie, nicht wissen zu können, ob es das größte Glück oder das größte Unglück ist, der letzte Mensch auf einer neuen, naturgenesenen Erde zu sein. Aber zu dem Zeitpunkt ist es eigentlich bereits zu spät – und das wiederum entspricht dem poetischen Fatalismus von „Der Gräber“ dann doch ganz gut.